

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 5 (1901)
Heft: 17

Artikel: Albin Indergand [Schluss]
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575057>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



NB.

1

2

3

4

5

Albin Indergand.

Roman von **Graf Bahn**, Göschenen.

(Schluß).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Es war gegen Morgen, als er an den Lagerplatz seines Bruders zurückkehrte. Er war bis nach Flüelen hinübergewesen, hatte auch nach dem General gespäht und ihn nirgends gesehen. Nun stand schon ein grauer Streifen Lichtes über dem Argen und die Frühnebel entstiegen dem See. Eben als er unter seine schlafende Schar trat, von denen nur hier und dort einer sich ermunternd emporrichtete, sah er eine Bewegung auf dem dunstüberwogten See, als brächen Schiffskiele die Rebel. Mit einem Ruck hielt er an. Da sah er deutlich eine Anzahl Schiffe sich nähernd bewegen. Und plötzlich brach ein Knattern die Stille von Westen her. Von Beroldingen herüber schollen Gewehrschüsse, einzelne erst, dann wurde ein Gewirr zischender Laute.

Es wurde lebendig in den Lagern. Der Albin sekte die Lippen zusammen. Sein Gesicht veränderte sich, eine Rinne riß sich in seine Stirn.

„Auf!“ befahl er in einem Ton wie Metall. Die Bauern fuhren zu den Waffen. Er wies einen von ihnen an, daß er die Leute an derselben Stelle halte, bis er selber zurück sein würde. Dann stürmte er fort. Der Oberbefehlshaber mußte gefunden werden. Es war bei seiner Rückkehr schon an manchem Ort ein vergebliches Fragen nach ihm gewesen. Als er Flüelen erreichte, traf er auf andere Führer. Er wechselte ein paar Worte mit ihnen, dann stürmte er nach dem Hause, wo Vincenz von Schmid in Quartier lag. Ein Blick auf den See hatte ihn gelehrt, daß die Schiffe des Feindes sich näherten. Schon warfen die vom Argen her den Tod auf sie. Die Franzosen steuerten von dem gefährlichen Ufer ab, mehr westwärts.

Der Albin erreichte das Haus des Generals. Er zögerte nicht, erstieg im Anlauf die Treppen und riß die

erste Thüre auf, auf die er stieß. Er trat in einen fast leeren Raum, aber vor einem Heilandsbild kniete gewaffnet der General. Ein Zorn faßte den Buben.

„Betet nachher!“ stieß er vom raschen Laufe heiser hervor. „Wollt Ihr hier warten, bis Euch die Franzosen das Amen sprechen?“

Vincenz von Schmid richtete sich empor. Auf seinem Gesicht waren die zwiespältigen Gefühle zu lesen, die ihn vor das Kreuzifix getrieben hatten: Ehrgeiz und heimliche Verzagttheit. Er schien das Unbotmäßige, das in seines Untergebenen Worten lag, nicht zu bemerken.

„Kommt!“ befahl er; dann schritt er rasch hinweg und eilte dem Buben voran an den Strand, wo eine Wallbüchsenbatterie dem Feinde entgegengestellt war.

„Zurück zu Euren Leuten,“ gebot er im Hasten dem Albin, „und haltet wacker Stand.“

Dieser gehorchte und eilte nach dem Bolzbach. Den General sah er nicht wieder; um ein wenig später traf ihn am Eingange des Grunthals, dahin er zur Abwehr eines feindlichen Angriffs geeilt war, die tödliche Kugel.

Als der Albin seine Bauern erreichte, fand er sie scharf auslugend in den Büschen des Seeufers verborgen. Von Bauen her klang das Kampfgetöse heftiger denn je zuvor und näherte sich langsam. Nach einer Stunde zogen sich 120 Unterwaldner heran, die der Uebermacht weichend, sich vor einer der französischen Abteilungen zurückgezogen hatten, welche von Seelisberg her gegen Bauen niedergestiegen waren.

Um 5 Uhr morgens schwenkte eine Anzahl von Schiffen des französischen Generals der Stelle zu, wo der Albin mit seinen Leuten lauerte. Als er die Bewegung sah, richtete er sich leicht empor: „Daß keiner einen Laut

NB. Diese Serie von acht Kopfseiten ist eine Verkleinerung des bei Wassermann & Schaublin in Basel gedruckten Leporelloalbums: „Festzug der Basler Bundesfeier, 14. Juli 1901“, nach Kostümskizzen von Karl Jauslin.

Franz Krauß und Burk. Mangold, auf Stein gezeichnet von Burk. Mangold in Basel. Preis Fr. 2.— Herausgegeben vom Preßkomite. Die Nummern unter den Seiten verweisen auf ein Namensverzeichnis auf Seite 392.



giebt!" stieß er mit verhaltener Stimme hervor. Es wurde ein atemloses Schweigen. Aller Augen hingen an des Albin Gesicht, in dem keine Miene zuckte. Er kniete hinter einem Busche und sein Leib war ruhig, wie aus Stein gehauen. So verging eine lange Weile. Der Josef kroch neben den Bruder hin; die Ungeduld der Jugend drängte ihn vor. Da griff der Albin nach der Hand des Blonden, drückte sie schmerzhaft und zwingend. „Bleib, wo du bist“, gebot er, „und rühr dich nicht!“

Und die lastende Stille hielt an. Die französischen Schiffe kamen näher und näher. Es war, als hielten sie das Ufer für verlassen. Schon war Mann für Mann auf den Booten zu zählen. Die Urner hoben sachte die Gewehre zum Schuß, in manches Mannes Augen glänzte die Jagdbegier, die ihn erfaßte, wenn er auf Hochwild ging. Die Ungeduld packte den und jenen. Aber der Albin sah noch immer regungslos hinüber nach dem Feinde.

„Jetzt wär's Zeit,“ murkte einer hinter ihm.

„Freilich, Zeit wär's, gaben andere lauter ihrer Ungeduld Ausdruck. Da wendete sich der Albin und blickte sie mit einem wilden Blicke an.

„Ihr wartet!“ sagte er und hatte Gewalt über sie.

Es verann abermals eine Weile. Dann scholl vom Ufer herauf ein Gieren. Eines der Schiffe war unten aufgelaufen. Plötzlich brach des Albin Stimme schmetternd und hell in das Schweigen seiner Leute: „Jetzt!“

Ein ohrenbetäubendes Krachen folgte. Das Bolzbachholz schien in Flammen zu stehen und aus den grünen Büschen fuhren in strahlenden Garben die Blicke. Drunten an den Schiffen Todeschreie und Commandorufe! Ein wirres Durcheinander stürzender, sinkender Menschen. Vereinzelte Schiffe fahren als Gruß zurück in das Gehölz. Da bricht zum zweiten Male der Tod aus hundert Kugeln aus diesem hervor und abermals splittert das Holz an den Booten und stürzen die welschen Soldaten wie das arme, verwirrte Wild auf der Treibjagd eines großen Herrn. Und „Jetzt,“ gelst es noch einmal über die Schaar der Urner. Der Albin hebt sich über das Buschwerk hinaus. Er schwingt das Gewehr in den

Händen und stürzt aus seinem Versteck; wie die lebende Meute die Bauern ihm nach. Sie kommen über die Franzosen, als sei ein plötzlicher Föhnsturm aus den Urnerbergen gebrochen. Jetzt sind sie am Strand, im seichten Uferwasser jetzt. Und ob auch Einzelne fallen, die ein kaltblütiger Schütz zum Ziel sich zu erlesen Zeit gefunden — mit den Händen meistern sie die Boote, stürzen sie um, und unter den Welschen, denen die Wucht des Ansturms die Thatkraft lähmt, wüten das schwere Holzbeil und der Gewehrkolben. Ein paar nur entkommen, der See färbt sich rot, er empfängt nie noch erhörte, köstliche Bäche von Menschenblut.

Noch dauerte das Morden, da hob sich der Albin aus einem der Bote auf. Er war der Gegner ledig und stand ganz allein in dem mit Toten gefüllten Fahrzeug. Als er sich umsah, war ihm, als töne das Schlachtgetöse, das von Flüelen herüberscholl, ferner, so, als hätte der Feind sich dort Einlaß erzwungen, und scharfer auslugend sah er, wie neue Schiffe sich bei Flüelen lösten, die Kiele gegen Seedorf gerichtet. Da warf er sich ins Wasser und watete ans Land. Die letzten Welschen fielen unter den Streichen der Bauern. Dann tönte seine helle Stimme: „Der Feind hat Flüelen erobert und wendet sich herzu.“

Es ging wie ein Ruck durch die Menge der Bürger und gleich gedrückten Soldaten scharten sie sich um ihn. Die Unterwaldner kamen heran, die Schwyzer und die von Erstfeld, die weiterhin die Ufer besetzt gehalten. Sie standen unter ihren eigenen Führern, aber es war, als wäre ihnen keiner vorgesetzt, als der Andergand. Ihre Führer selber drängten sich an ihn, als sei von ihm zu kommen, was gethan werden müssen.

„Werft den Landsturm nach Seedorf! An den Bolzbach mit den Wallröhren! Die Schützen gehen mit mir.“

Das kam klar wie langerwogene Rede aus seinem Munde.

Die Bauern stürmten an ihre Plätze. Mit den Schützen warf sich der Albin in die Büsche bei Engisort, wo bewaldeter Fels sich in den See vertief. Es lagerte sich wieder jene tiefe Stille über der lauernden Schaar,



10 11 12 13

14

15

16

17

18

19

20

21

wie vordem, als sie im Hinterhalt gelegen. Von Westen und Osten klang noch der Kampflärm herüber, die Sonne stieg golden über den Auen heraus, in den Büschen am Bolzbach spielten die ersten Lichtfunken.

Es wurde 8 Uhr bis die Franzosen langsam und vorsichtig dem Ufer näher zogen, das Direktorialschiff, auf dem die Fahne des Generals Soult wehte, und rings um dasselbe, es langsam überholend, Rauen um Rauen. Sie waren nur wenig mehr vom Ufer entfernt, als der erste Schuß von den Booten nach der Wallbüchsenbatterie hinüberfuhr. Da flog wiederum das Rot der Erregung die Wangen des Albin Jndergand an. Mann an Mann war auf den Rauen zu zählen. Und „Jetzt“ befahl er. Zum zweiten Male sauste der Regen der Todesgeschosse aus dem Buschwerk. Ein Schießen begann, gegen das die graue Jagd von frühmorgens ein Kinderpiel gewesen war.

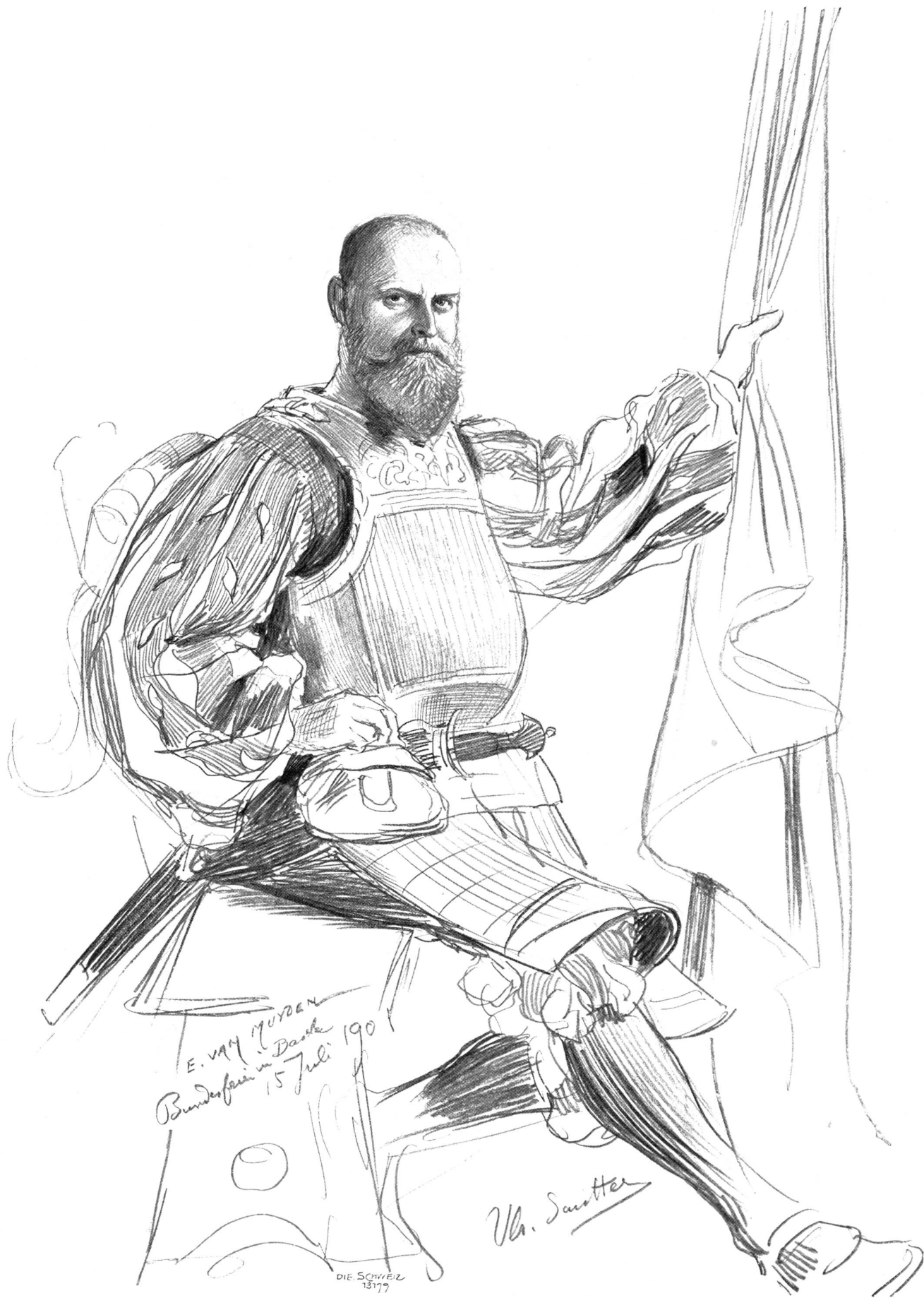
Wiederum wachsen die roten Blutrosen im See. Aber ein anderer Wille lenkt diesmal die Welschen und wird der ersten Verwirrung Herr. General Soult läßt eine Anzahl seiner Bote zur Linken steuern, in weitem Bogen gleiten die Schiffe der Artillerie um das Gehölz, dann werfen sie ihre schweren Kugeln unter die Unterwaldner, die dort in den Büschen liegen. Diese weichen vor dem Hagel der Geschosse, aber sie ziehen sich nur zu den Urnern zurück und sammeln sich wieder, als der Blick des Albin Jndergand adlerartig über ihnen ist. Dieser wirft die Hände aus und weist ihnen die andern Schiffe, die der französische General indessen unweit der Mündung des Bolzbachs ans Land treiben läßt. An ihrer Spitze wirft sich der Bub aus Ufer hinab. Ein Würgen und Morden hebt abermals an. An der Seite des Albin steht bleich mit verbissenem Munde der junge, der Josef, und es ist zwischen den Zweien, als wache der Bruder über dem Bruder und achte des eigenen Lebens nicht. Am Strand sind die Urner und Unterwaldner Meister, die Welschen düngen mit ihrem Herzblut den kargen Boden. Aber die Wallbüchsen schweigen und plötzlich fliegen welsche Kugeln gen Seedorf. Der General Soult scheint überall. Der Albin Jndergand schaut empor wie ein erwachender Leu, seine

Sehnen spannen sich, er wächst. Drüben wanken die Landstürmler, ihre Reihen verwirren sich und während der Albin noch nach dem späht, was in seinem Rücken geschieht, bringen die Franzosen mit erneuerter Wut vom Ufer her auf seine Schützen ein. An dem Augenblick hängt das Geschick des Kampfes.

„Haltet Stand! Jeden Fuß breit haltet Stand!“ gellt der Albin und dann, als die Ueberzahl vom Ufer her in stummer Wut sie mehr bedrängt, keucht er heiser und verbissen: „Haltet sie im Auge und geht auf Seedorf zurück!“

Langsam weichen die Urner. Jeder Baum und jede Hütte ist den Schützen Schutz und Standort; der Weg, den sie gegangen sind, bezeichnen zuckende Leiber. So erreichen sie Seedorf. An den Häusern des Ortes entbrennt der Nahkampf. Die Landstürmler haben sich gewendet, die Reihen des Albin füllen sich. Am Kloster steht er selber vor der Schar und der Josef neben ihm. Das Gesicht des Albin ist weiß, Schweiß rinnt aus dem dunkeln Haar, aber seine Augen flammen, sein Leib ist hochgerect und seine Arme, die das Beil statt des unnütz gewordenen Stuhens schwingen, kennen kein Ermatten. Sie halten dem Feinde stand, lange, unablässig. Da raunt etwas durch die Schar der Streitenden: Vincenz von Schmid ist bei Flüelen geblieben, die Genossen fliehen gegen Bürgeln!

Woher ihnen die Wissenschaft kommt, vermag keiner der Vorderen zu sagen. Es mag ein Flüchtiger sie ins Dorf getragen haben, aber lähmend legt es sich über die Ermattenden. Die Kunde bringt zu des Albin Ohren. Da schreit es in ihm auf: „Jetzt ist deine Zeit!“ Blitzartig durchzuckt es ihn: Der Führer fehlt. Nun mußt du es können! Rette du das Land! Eine unsägliche Kraft schwellt ihm die Glieder. Seine Sinne flammen! Die ganze Heerschar mußt du sammeln! Ein gewaltiger Plan, wie er sie zurückführt, wie er alle Flüchtigen heranzieht an eine der Gotteschanzen, die im Lande stehen, steht plötzlich fertig in ihm und klar, als leuchteten Lichter in seinem Gehirn. Schon wendet er sich und winkt einen der Unterführer heran, da wankt der Josef, hebt das Beil, das er in der Rechten hält, noch einmal mit kraft-



Basler Bundesfeier 1901.

Pannerträger der Eidgenossen, 1500.

(Herr Goldschmied Ulr. Sautter).

Originalzeichnung von Everk van Muyden, (Genf) Paris.



31

32

33

33a

34

35

die Hände entgegen; sie entblößten die Häupter fast unbewußt, das Ehrwürdige seines Wesens und die Feierlichkeit der Stunde zwang sie. Hinter ihm drängten die Weiber in die Thür und an ihm vorüber. Sie mischten sich unter die Schar der Männer. Eine Weile verging, bis die, die zusammen gehörten, sich gefunden hatten. Halbblaute Freudenschreie und Schluchzen tönten aus der Menge hervor.

Der Albin Adergand stand vor dem Pfarrherrn. Er war fast zögernd herangetreten.

„Ihr habt es gehört, wir sind geschlagen,“ sagte er mit weißem Gesicht. „Aber“ — er setzte die Zähne zusammen — „hier wollen wir sie erwarten!“

Da stöhnte der Josef leise neben ihm, und sein Wesen verwandelte sich jäh. „Versorgt mir den,“ sagte er mit einer sonderbar weichen Stimme. „Es ist der Josef, mein Bruder. Er hat eine schwere Wunde in der Brust.“

Er hatte sich gegen die Bahre gebeugt und stützte den Bruder, der sich aufzurichten versuchte. In diesem Augenblicke traten zwei Frauen heran.

„Laßt ihn zu uns tragen,“ sagte die Ältere. „Alle Stuben sind für Verwundete gerichtet.“

Der Albin erkannte die Hanna, das Weib des Zumbrennen. Sie war ganz weiß, das lichte Haar schimmerte fahl wider ihr dunkles, festes Gesicht. Ihr Blick war hell und offen wie je, nur um den Mund war eine herbe Falte gezeichnet. Neben ihr stand die Heinrike, schlank und hoch und mit demselben warmen Licht in den dunkelblauen Augen.

„Wir werden für ihn sorgen,“ sagte sie.

Der Albin sah zu ihr auf, richtete sich empor und reichte ihr die Hand.

„Ich danke dir,“ sagte er.

Der Josef rührte sich wieder. Als der Albin sich über ihn beugte, flüsterte er: „Die Hütte — das Lau-Gek — sehen möchte ich es.“

Der Albin griff selber die Bahre an. Mit Hilfe eines andern schaffte er ihn hinter die Kapelle an die Mauer, von der auf das Lau-Gek Ausblick war. Die Wolken über den Bergen waren verzogen, der blauschwarze Himmel allein hob sich hinter ihnen in mächtiger Wöl-

bung empor und das Mondzeichen flammte daran. Die Lau-Gek-Hütte trat düster aus dem Schwarz der Lehne. Die Augen des Josef, als sie ihn an der Mauer niedergelassen hatten, hingen am Himmel. Er schien nach dem zu suchen, was er in der Erinnerung trug. Sein Blick glitt nieder bis an den Berg, dann wurde er scharf, ein erregtes Spähen glomm in ihm auf. Und als er noch tiefer sank und die Mauer ihm die Ausschau wehren wollte, hob sich der schwerkranke Leib wie in einem Banne, höher und höher; die Hände faßten die Mauer an und langsam richtete der Bub sich empor. Der Pfarrherr, der Albin und die beiden Weiber, die hinter ihm standen, wehrten ihm nicht. Es war eine seltsame Art an ihm, die Sehnsucht zum Leben flammte aus jeder Muskelzuckung des Schwergetroffenen. Seine Augen sprühten von Lebensdurst und während er stand, blühten seine Wangen in Rot und das blonde, junge Haupt war voll Kraft und einer fremden Schönheit.

„Siehst du, Albin,“ begann er plötzlich zu reden. „Dort! Dort sind wir daheim gewesen!“

Sein Arm deutete auf das Lau-Gek. Dann schien ein Taumel ihn zu fassen; er drehte sich blühschnell. Dem Albin, der neben ihn getreten war, faßte er beide Hände, sonst wäre er gestürzt. Einen Augenblick standen die Brüder dicht beieinander, der dunkle, mächtige, und der blondhaarige Bub. Sie schienen seltsam ungleich und doch wie mit Banden an einander gefesselt. Ihre Blicke tauchten in einander, als sagte jeder: Der einzige bist du! Dann verlor der des Josef das Licht, eine leichte Furchte blendete ihn.

„Das Mädchen, — mein — zu Altorf — suche sie —“ stammelte er und that die Lippen noch einmal auf, als wollte er den Namen nennen, der ihm lieb war. Aber er sank auf die Bahre. Der Albin spannte die Arme um ihn und ließ ihn nieder. Als der blonde Kopf die Decke berührte, die sie ihm untergeschoben hatten, that der Bub einen Seufzer und streckte sich lang. Der Albin fuhr mit einer wilden Bewegung auf. Es war ihm, als sei ihm alles gestorben, was ihm lieb gewesen war. Selbst den Pfarrherrn überfah er und das grimme Leid zuckte in seinen Zügen, aber als er den Augen der



36

37

38

39

40

41 42

Heinrike begegnete, kam jäh eine fremde Ruhe und Ergebenheit über ihn.

Sie trugen den Toten zurück. Der Pfarrherr nahm ihn in seine Hütte.

Der Albin war ohne ein Wort hinweggegangen. Er mischte sich unter die Scharen, die unterhalb der Kirche an der Lehne sich gelagert hatten. Er ging von einem zum andern, hatte für jeden ein Wort und wo er vorbeigegangen war, war es, als hätten die Männer neues Leben bekommen.

Der Rest der Nacht verging. Der Albin hatte jeden an seine Stelle gewiesen und diejenigen bewaffnet, denen die Wehr gefehlt hatte. Sie lagen bis zu den Weilerhütten hinab im Hinterhalt und hielten das enge Thal verschlossen. Eine Schar sandte der Albin thalwärts, daß sie von einem Bergvorsprung das Nahen des Feindes übersehen. Von dort schollen die ersten Schüsse herauf, als noch der graue Frühschein in Säumen über den Bergen stand. Als der Albin sie hörte, trat er aus der Pfarrhütte, wohin er gegangen war, um an der Leiche des Josef zu beten, die der Pfarrherr zu bestatten sich anschickte. Er eilte zu den Schützen hinab, die an der Hügellehne auf die nahenden Feinde lauerten. Kampflärm drang aus dem Walde herauf. Der Albin stellte sich unter die Bauern.

Der Tag ging golden über ihnen auf. Da hielt der Albin sich nicht. „Seht Euch um, wo wir stehen,“ sagte er laut. „Das Thal ist wie eine Gasse, Mauern zu beiden Seiten, die der Feind nicht überklimmt, nur das Thor heißt es halten!“

Als der Kampflärm sich näherte, sandte der Albin zweihundert Schützen an die Lehne der Spizliberge. Just da kam ihm Botschaft, das die getreuen Liviner, zweihundert an Zahl, im Dorfe angelangt seien. Er ließ ihrem Führer Camossi sagen, daß er sich ebenfalls an jene Lehnen stelle, denn es war ihm, als könnte er dorthin nicht genug Leute werfen. Dann standen die Scharen diesseits und jenseits Stunden lang, die Gewehre im Anschlag, wie der Jäger auf dem Anstand. Das Getöse des Kampfes verstummte einmal, dann erwachte es von neuem und wuchs und scholl näher. Es kam dem Albin

Nachricht, daß der Feind bergan dränge und die vorgeschobene Schar von den Welschen, die den Weg ins Felliethal erkommen, überhöht sei. Er ließ ihnen entbieten, sie sollten sich sechtend herausziehen zu ihm. Dann maß er die jenseitige Bahn mit besorgtem Blick. Noch immer schien ihm die Schar dort zu schwach. Da näherten sich die lang erwarteten Walliser vom Oberland her. Er sandte halberwachsene, schnellfüßige Buben ihnen entgegen, ließ zur Eile mahnen und wies ihnen die Lehne der Liviner zum Standort.

Er sah sie dort anlangen, als im Thale die ersten Schüsse der Welschen aufblitzten und die vorgeschobene Schar sich mit seinem eigenen Haufen vereinigt hatte. Auf einem Steinblock sitzend, hatte er bislang scheinbar in Sinnen verharret. Jetzt aber richtete er sich auf, seine Züge wurden lebendig. Er trat hinauf bis an die Mauer die den Kirchhof grenzte, daß seine Gestalt diesseits und jenseits sichtbar war. Auf seinen Stügen gestützt, harrete er schweigend und gerade auf; unter ihm und jenseits war tiefe Ruhe. Das Tosen des Mattenbachs drang herauf, der von Schneewasser stark war, zuweilen verkündete ein Schuß und ein auffahrendes Räuchlein, daß die Welschen sich nahten. Er sah sie heraufsteigen, vorsichtig, scheu, fast wie Leute, die Hinterhalte fürchten, als die ersten zwischen den Weilerhütten sichtbar wurden; hob er den Arm. Er winkte, seine Gestalt stand wider die blaue Luftlinie schlank und edel wie ein Baum. Als der Arm zur Höhe fuhr, krachten die Schüsse. Dann lagen die ersten Toten an den Weilerhütten.

Alsdann begann der Kampf. Wer durch das Engthal auf Weg oder Matte sich nahte, erlag den Kugeln aus der Höhe. Aber zähe hielten die Welschen stand. Hinter jedem Stein setzten sie sich fest. Der Tag wurde heiß und wieder kühl. Des Albin Miene hellte sich: Als die Abendluft aus dem Mattenthal brach, hatten die Welschen noch keinen Schritt Erde gewonnen. Da aber sah er Rauch aus den Tannen des Spizlibergwaldes wirbeln, eine Reihe kräuselnder Wölklein. Er sah, wie die Liviner stugten, wie die Walliser wichen, Schritt für Schritt. Er preßte die Lippen zusammen und seine Faust ballte sich. Noch sann er, wie er dem Unheil wehre, dachte daran, selber



43

44

45

46

47

48

49

50

51

52

53

an die Lehne hinüberzueilen, da drängten die Welschen in Scharen aus den Weilerhütten; des Todes nicht achtend, der vom Kirchhügel niederfuhr, stürmten sie wegaufwärts heran. Drüben wichen die Walliser und die unter Camossi rascher. Da sprang der Albin vor unter die Seinen und hieß sie stehen und feuerte selber den Stutzen mitten in die nahende Schar der Feinde. Der Streit wurde heißer, stiller, wie wenn zwei Ringer in wildem Trotz Leib gegen Leib gepreßt stehen. Noch einmal wichen die Franzosen vor dem furchtbaren Feuer, das die am Kirchhügel unter sie warfen. Aber jenseits eilten die Walliser und Liviner an die Brücke zurück, die die Straße ins Oberland leitete.

„Der Feind umgeht uns,“ preßte der Albin heraus. Dann gebot er mit heiserer Stimme den Rückzug.

Sie wichen gegen das Dorf hinaus. Als der Albin mit einigen Männern unter dem Hause des Präses hastig hindurchschritt, damit er diejenigen der Weiber und Greise, die noch nicht sich zur Flucht gewandt hatten, berge, trat ihm die Heinrike entgegen. „Der Pfarrherr hat deinen Bruder begraben und ist mit den Weibern geflohen. Nur vier sind hier geblieben! Sie pflegen die Verwundeten in unserer Hütte.“

„Sie müssen fort,“ sagte der Albin und sein Gesicht war wie Stein.

„Und die Kranken?“ fragte das Mädchen.

„Es sind Männer, sie müssen ertragen, was über sie kommt! Ich kann keinen entbehren, der sie fortschaffen könnte.“

„So bleibe ich,“ sagte die Heinrike fest.

Der Albin zögerte. Die Schüsse der Welschen klangen näher. Das Dorf füllte sich mit Fliehenden. Die Zeit drängte.

„Du gehst!“ gebot er. „Alle andern mit dir. Wer zu krank ist, muß erwarten, was mit ihm geschieht. Kommt!“

Er gewann in raschem Ansichreiten den Dorfplatz. Die Heinrike, als ginge sie in seinem Banne, schritt neben ihm. Sein Ruf sammelte die fliehenden Streiter, die Verwirrung fassen wollte. Er trennte eine kleine Schar von seinem eigenen größeren Haufen und gab ihnen die

Weiber in die Mitte. „Wir halten die Watteringerbrücke. Ihr steigt ins Mattenthal. Ueber die Mattenwand hinauf findet Ihr Weg in die Voralp zu den Unseren.“

Gehorsam zogen sie ab. Zwischen der Heinrike und dem Adergand ging kein Wort. Nur bevor er, die Seinen überragend, von der Wegwindung verschwand, war es, als hätte er auf und nach ihr hingeblickt. Dann nahm die kleine Schar Fliehender den Weg zum Bielfkreuz hinauf.

Der Albin, als er das Dorf hinter sich hatte, ließ das Horn blasen. Ein breitschultriger Bauer trug es. Der wohlbekannte Ton, der schon die Väter zum Streit gerufen, schlug auf. Von den Wänden hallte er wider gleich dem Gebrüll eines wunden Stieres. Da stoben aus den Hütten und an den Hängen herauf verstreute Männer und stürmten zu der Schar. Und eine Abteilung, die bisher die Welschen zurückgehalten, zog sich fest zusammengeschlossen vom Kirchhügel herab.

Die Liviner und die Walliser hielten an der Reußbrücke dem Feinde noch Stand. Da brach von der Aderhaldener Straße her das Feuer der Urner in die Reihen der Welschen, die jenseits standen. Sie wichen zurück. Und abermals brüllte das Horn auf. Der Albin warf sich an die Spitze der Seinen und gewann im Sturm die Brücke. Dort die Waffenbrüder ablösend, setzte er sich fest und hielt den Fremden stand, bis an den Abend. Dann zogen sie sich langsam und unverfolgt gegen Göschenen hinauf.

25. Kapitel.

Zwei Männer stiegen durch den dunklen Wiggenwald ins Voralpthal empor, über braunen, nadelbesäeten Boden, in den graue Wurzeln geklammert waren und aus dem hier und dort ein Busch oder ein paar Jarrenblätter sich erhoben. Die beiden gingen hinter einander, langsam mit gleichmäßigen weggewohnten Schritten. Die Leiber, deren zerrissenes Gewand von schwerer Fahrt zeugte, waren ungebeugt und keine Müdigkeit schien an ihnen. Aber die bloßen Häupter waren gegen die Brüste gebogen, wie bei Trauernden, ihre Gesichter waren finster und sie hatten seit Stunden kein Wort zusammen geredet.



54

55

56

57

58

59

60

61

„Da ruhe ich mich aus,“ sagte der, der hinter dem andern ging, als an ihrem Wege inmitten einer Pichtung ein heller Quell aus zerrissenen Felsen schoß. Er warf sich nieder und streckte die starke Gestalt auf dem weichen Grasgrund, dessen Grün hell und jung wie Erstgras war. Mit beiden rauen Händen schöpfte er das kalte Wasser und trank in langen Zügen. Der lange, blonde Bart quoll in den Bach und das Wasser spielte mit den Fäden, wie mit eingelegtem Flachs. Sein Gefährte hatte gezögert. Er stand an den Felsen gelehnt, zu dessen Füßen der Quell rann, sein Arm, der bloß und wie von Pulverdampf gedunkelt war, lag über dem grauen Stein zum Halt. Sein Gesicht war der Höhe zugebogen, wo die bleiche Sonne an der höchsten Spitze der grauen Salbitwand spielte. Sein Blick war dunkel, wie verhalten in der Höhle des Auges, in seinem Gesichte stand der Groll, daß da oben die Sonne schien. Eine Weile blieb es wieder still. Der blonde, dessen offenes, starkes Gesicht sich gehellt hatte, so, als löste sich die Dürsterkeit der Gedanken inmitten der tiefen Ruhe, die sie umgab, sah zuweilen zu dem Gefährten empor. Endlich schien es ihn nicht länger zu leiden. „Ja, ja, da wären wir jetzt,“ sagte er.

Der andere hörte nicht.

„Da nützt jetzt kein Staunen und Grübeln mehr,“ brach da der Blonde polternd los. „Wir zwei retten das Land doch nicht mehr. Und am End' nun alles vorbei

ist, in Gottes Namen. Es muß so auch wieder gehen.“

Noch immer schwieg der Jüngere. Da wendete sich der Blonde mit offener Frage an ihn.

„Die Agatha ist oben mit dem Pfarrherrn, sagst?“

Der Andere erwachte. „Ja,“ sagte er kurz.

Ueber des Älteren Gesicht war, als er die Antwort empfangen hatte, eine helle Fröhlichkeit gehuscht. Er arbeitete sich vom Boden auf und reckte die Glieder. „Der Mensch soll sich nicht unterdrücken lassen!“ sagte er. „Ist ein Haus eingefallen, baut man ein neues. Nur wenn der Mut verloren geht, ist alles verloren. Weißt, wie ich mir alles zurecht gelegt habe, Albin?“

Der Albin sah ihn stumm an.

„Welche werden sie uns wohl nicht nach Anderthalben setzen. Die haben Lands genug. So werden halt wir wieder zurückgehen, wenn erst Ruhe geworden ist. Dann schaff ich mir vier Wände, darin ich Meister bin, wenn ich im Lande nichts mehr gelte. Ins Haus hinein regiert mir kein Franzos. Dort bin ich Herr, und die Agatha — — —“

Er verstummte und das Blut fuhr ihm ins Gesicht.

„Ich wünsche dir Glück,“ sagte der Albin, „zu dem, was du im Sinne hast, und dazu, daß es dir jetzt zu Sinn kommt!“

Dann stieg er fürbaß die steile Halbe empor. Der Thalmanns-Veri, der Knecht des Anderthalbener Präses

Der Festzug der Basler Bundesfeier, 14. Juli 1901, zur Erläuterung der Kopfleisten.

1. Vertitene Trompeter.
2. Basler Herold.
3. Feuer- und Stachelschützen.
4. Wache: Wäcker und Metzger.
5. Wagen der Spinnerin.
6. Festchor.
7. Caspar Gölzli.
8. Caspar von Stein.
9. Banner der 10 Orte.
10. Gerolde: Deutschland.
11. Mailand.
12. Schweiz.
13. Desterreich.
14. Banner von Mailand.
15. Visconti.
16. S. v. Thiengen.
- 16a. Markgraf von Brandenburg.
17. Absberg.
- 17a. Nassau.
18. Lichtenstein.
19. Jünfte: 3. Schlüssel.
20. Hausgenossen.

21. Jünfte: Weinleute.
22. Saffran.
23. Schwerttänzer.
24. Das Stadtbanner.
25. Voten und Hauptleute der Gildengenossen: i. Oberdorf, Köln, Nikl. Konrad, S. Möst, Englisberg, Erlach, Wagner, Mahn, Steiner, Heint. v. Stein, Sonnenberg, Audermair, Feer.
26. Peter Offenburg, Risch, Kilschmann.
27. Ratsherren.
28. Reblente.
29. Brodbeck.
30. Schmieden.
31. Schuhmacher.
32. Musikkorps.
33. Die Heinrichsprojektion.
- 33a. Carl v. Utenhelm.
34. Bischof von Basel.
35. Hans von Ruzsdorf.

36. Der Heinrichswagen.
37. Bürger und Bürgerinnen.
38. Rosenkranz.
39. Johann Frobens Taufzug.
39. Die Treber: Mottenbach, Busch, Hensflam, Suchdentum, Welsbach, Leiberer, Suracher, Schwertsgerlein.
40. Wagen mit Bürgerinnen.
41. Rosenkranz.
42. Weinwagen der Reblente.
43. Banner v. Deutschd. u. Desterreich.
44. Mörsberg, Hochberg.
45. Thierstein, v. Marg, von Neufstadel.
46. Hans J. von Gilgenberg.
47. Barbara von Andlau.
48. Chr. von Ramstein und Christiana zu Rhein.
49. Adelbert von Varenfels.
50. Urs von Schönan.
50. Diebold von Pfirt.

51. Rotberg, Satstadt.
52. Die Landschaft.
53. Strüßi und die Landböcke: Berna Megerle, Moler, Müllyben, Fring, Falscher zc.
54. Dr. Bitterli.
55. Britschmelter.
55. Schlägenwirt Jöppel und Hans Nio.
56. Die Sichelbö.
57. Die Landfahrer.
57. Landwirtschaftliche Gruppe.
58. Mitbürgerinnen.
59. Jünfte Kleinbasels und Vorstadt-Gesellschaften:
59. Schneider. 3. gold. Stern.
59. Kürschner. 3. Himmel.
59. Gärtner. 3. Spinnweibern.
59. Metzger. 3. Webern.
59. 3. Ruchern u. Schiffeuten.
60. Die 3 E.-Gesellschaften.
61. Reitergruppe.



Basler Bundesfeier 1901.

Basler Bürgerin, 1500.
(Frau Rumpf-Riggenbach).

Originalzeichnung von Evert van Muyden, (Genf) Paris.

und darnach Bauer in Urfern gewesen war, folgte ihm. Sie hatten zusammen in Hospenthal zum letzten Mal den Welschen gestanden. Des Thalmann-Beri Haus und Habe zu Andermatt war in den Flammen untergegangen, die den Welschen zum Einzug geleuchtet hatten. „Zehn Mann wert ist alles gewesen,“ hatte der starke Beri nachher achselzuckend gesagt, denn bei Hospenthal hatte sein Stutzen zehn Franzosen gefällt. Dort war er an der Seite des Andergand geblieben, der gestanden hatte wie ein Fels im Sturm und nicht hatte weichen wollen. Seine Schar war geschmolzen, wie der Schnee an der jungen Sonne schmilzt. Mit zwanzig Männern hatte er zuletzt das ganze Heer der Welschen noch fest gehalten, bis sie ihn umgangen hatten wie zweimal vordem. Da hatte der Bub wie verzweifelt sich denen entgegengeworfen, die ihn schon den Weg zur Rehalp verlegten. Er und der Beri waren heil durch die Menschenmauer gedrungen. In der Nacht hatten sie die Winterlücke überstiegen. Jetzt suchten sie flüchtig, die Flüchtigen. Alles war verloren.

Das Boralpthal that sich vor ihnen auf — öde und wüst, weltverloren und still. Das Sustenhorn stand fahlweiß im Süden und schloß es ab. Ein Mantel leuchtender Gletscher war um des mächtigen Berges Schultern geschlagen. Aus ihnen rauschten gleich silbernen Ketten die Wildbäche nieder. Zwischen den zwei hellsten, wo sie sich fanden, lag eine grüne Alp. Eine zerfallene Sennhütte stand im Grunde. Rauch stieg aus ihrem Dache. Rings um sie lagerte eine zahlreiche Herde. Die von Göschenen hatten ihr Vieh hierher gerettet. Männer, Weiber und Kinder mischten sich mit den Tieren.

Der Albin spähte scharf hinüber. „Sie sind nicht dort,“ sagte er halb für sich, halb zu dem hinter ihm Schreitenden. Dann kletterte er in das steile Bachbett hinab. Der Beri folgte ihm. Sie stiegen eine Stunde fast, denn der Blick reichte weit hinein in die Thalrunse und die Alp lag noch immer vor ihnen. Sie erreichten eine sanfte Halde, die mit Alpenrosenbüschen und Farren überwuchert war. Dunkle, einsame Arven wurzelten dazwischen. An einer derselben war eine Feuerstelle aus Steinen geschichtet. Männer zimmerten dort an einer Hütte. Eine zweite leuchtete weiß vom Dunkel des Berges ab. Die beiden Männer stiegen ihnen zu. Der Beri war der Erste, Ungeduld schien ihn zu treiben; die Schritte des Albin waren langsam und matt geworden. Als sein Genosse die andern erreicht hatte, scholl ein Jauchzen zu ihm hernieder, das der Uebermütige ausstieß. Darnach trat der Pfarrer aus der fertigen Hütte. Sein Haar schien weiß, sein Haupt war nicht mehr aufrecht, die Mühen der Flucht hatten seinen schwachen Leib gebeugt. Aber während er dem Albin entgegenschritt, der sich mit niedergeschlagenen Augen näherte, war sein Blick voll jenes stillen Lichtes, das

wie der Widerschein einer leise brennenden Sonne in seinem Innern war.

„Bist du da, Bub,“ sagte er und bot ihm beide Hände.

Der Albin legte die Rechte hinein, aber er hob den Blick nicht. Seine Züge zuckten.

„Es ist alles aus,“ sagte er dumpf.

„Es ist Tag und wir leben,“ sagte der Hochwürdige einfach, „und über uns ist Gott!“

Langsam glitt der Blick des Albin an ihm empor. Ein Glutschein brach daraus. Beide Hände warf er aus wie in Verzweiflung. „Nichts, nichts ist erreicht! Ich bin, was ich war. Die Schuld ist unbezahlt geblieben!“

Er wendete sich ab, als schäme er sich, sich unter die andern zu mischen und hinwegschreitend, setzte er sich allein und abseits auf einen Stein, während die Flüchtigen von Anderthalben den Beri bewillkommneten.

Wie er an diesem Tage war, scheu und verschlossen, blieb der Albin viele Wochen lang, während welcher sie in ihrem Schlupfwinkel verharrten. Oft sahen ihn die Flüchtigen, die wie eine große Familie bei einander lebten, Tage lang nicht. Dann war er auf Spähgängen aus. Er brachte ihnen die Nachricht von den Kämpfen, die Oestreicher und Franzosen an der Mattenschanz und in Urfern sich lieferten. Als es schon zu herbsten anhub und die Männer sturmstichere Hütten zu zimmern begannen, daß sie für den Winter Unterschlupf fänden, brachte er die Kunde, daß ein Heer wilder, fremdländischer Art sich an der Teufelsbrücke den Durchzug erzwungen und durch das Reußthal abwärts ziehe. Er hatte Suworows Heerzug gesehen.

„Was für Zeiten!“ sagte er zu dem Pfarrherrn, als dieser ihn an diesem Tage grübelnd fand. „Wie Wildwasser überschwemmen die Fremden das Land. Wir müssen froh sein, daß sie uns diese Einöde noch lassen.“

Der ohnmächtige Zorn glomm in seinem Blick.

Der Pfarrer sah, daß seine Wangen schmal geworden waren. Seine Schläfen waren eingesunken und sein Blick war fieberig.

Er möchte zu Grunde gegangen sein an sich selber. Da gedieh in diesen Tagen der Bund zwischen der starken Agatha, der Pfarrmagd, und dem Thalmann-Beri. Sie hatten seit der Rückkehr des Knechtes neben einander hingelebt, zwei Menschen, die gesund waren wie Jungholz, das in der Sonne Ring an Ring setzt. Als sie sich begrüßt hatten, hatten ihre Hände sich mit einem Drucke zusammengelegt, als gelobten sie sich neue Freundschaft. Von da an waren sie mit einander gegangen — jetzt um Holz aus den Wäldern, jetzt um Wildhuhn für das Vieh. Wenn sie über die Berge herniedergeschritten kamen, Seite an Seite, gleich hoch und gleich stark und ihre Leiber sich wider eine helle, sonnenbeglänzte Halde zeichneten, dann

hingen die Blicke der Flüchtlinge an ihnen. Alle richteten sich an der beiden sorgloser Stärke auf.

Eines Tages sagte die Agatha zum Pfarrherrn:

„Ich verlasse Euch nicht gern, aber zum zweiten Mal kann ich dem Veri nicht nein sagen!“ Der Pfarrherr lächelte. „Gebe Euch der Herrgott bald eine Hütte!“ sagte er.

Einige Zeit nachher berief er die beiden zu sich, sah sie an und meinte: „Wer weiß, wie lange wir hier noch zu bleiben gezwungen sind. Warum soll ich Euch nicht hier zusammengeben! Wo zwei in frommer Andacht zusammenstehen, wird ihnen jeder Ort zum Tempel. Ich traue Euch morgen.“

Da begann für die kleine Gemeinde ein geschäftiger Tag. Die Männer rüsteten aus Steinen einen Altar, zwei hellgrüne Lärchen holten sie aus dem Lochwald und pflanzten sie zu beiden Seiten, die Weiber flochten Kränze und schnitzten Kienspähne zu Fackeln, die sie statt der Kerzen zu verwenden gedachten.

Am andern Tag war der Himmel wie eine blaue Glocke. Das weiße Suftenhorn trug ihn. Das zuckende Sonnengold floß über den Berg, daß er von gülden Lavaströmen lebendig schien. Der Widerschein der Lichtpracht lag über der stillen Arvenstätte. Und wie eine Glorie spann sich der Schimmer um das schneeweiße Haupt des Pfarrherrn, während er in zertragenem Talar vor dem Steinaltar stand. Der Thalmann und die Agatha traten Hand in Hand vor ihn hin. Männer und Weiber umgaben sie in einem Halbkreis. Seitwärts und fast gezwungen verweisend, stand der Albin. Die Heinrichke hatte sich zur Seite des Pfarrherrn gestellt und hielt in einer Holzschale das Wasser, das er geweiht hatte. Sie stand am meisten im Lichte. Warm und voll floß es über ihren weichen, schönen Leib und lag wie Duft über ihren nackten Armen. Ihr Scheitel glänzte, ihr Gesicht war lieblich wie die Sonne selbst, ihr Blick hing mit einer frommen Freude an den am Altar stehenden. Als der Pfarrherr eine stille Messe gesprochen hatte und die Verlobten knien hieß, hob die Heinrichke die Augen und suchte den Albin. Auch er blickte nach ihr hinüber. Und zum ersten Male, während das warme, wohlthätige Licht in ihrem Blicke war, leuchtete in seinen Augen etwas wie Hoffnung auf. Während der Pfarrherr den Segen über den Veri und die Agatha sprach, senkten sich ihre Blicke vor einander. Am Abend aber, als der herrliche Tag in ein goldiges Dämmern verglomm, stieg die Heinrichke dem Albin nach, der einen Bergkamm erklimmen hatte, wo er gerne und oft die Nacht zu erwarten pflegte. Er saß dort auf dem nackten Felsrücken und starrte in das Feuer der Sonne, das im Westen zusammen sank. Während die Heinrichke die schattendunkle Halde hinaufstieg, erstarrte in ihr ein Entschluß, der in den vergangenen Wochen in ihr gereift war. Ihre Schritte

wurden leiser, als sie dem Albin nahe kamen. Er hörte sie nicht kommen. Ihr Schatten fiel vor seine Füße und sie nannte seinen Namen. Da wendete er sich zusammenerschreckend um.

„Warum bist du so scheu geworden?“ fragte sie.

„Frage mich nicht!“ sagte er.

Sie richtete sich auf: „Das ist Narrheit, Bub! Du vergällst dir das Leben! Raffe dich auf. Ist dir eines mißlungen, gelingt dir etwas anderes.“

Er schüttelte den dunkeln Kopf.

Dann hob er die düsteren Augen: „Siehst du nicht, mit was für Blicken sie mich wieder anzusehen beginnen, die andern? Warum hat ihm alles mißlingen müssen? fragen sie. Warum? Weil seine Hände nicht rein gewesen sind. Wer ist er? fragen sie schon wieder. Und „halt der Indergand-Bub“ tönt es zurück. Weißt es noch, wie es mit mir gewesen ist, wie wir Kinder gewesen sind, weißt es noch? Wie den Bösen haben sie mich gemieden. So wird es bald wieder sein. So wird es sein, wenn wir wieder zu Anderhalben sitzen.“

„Nein,“ sagte die Heinrichke. „Du siehst Dinge, die nicht sind.“ Aber sie hatte selbst gesehen, daß das abergläubische Volk ihm die Schuld am Unglück ihrer Waffen zu geben begann.

Vielleicht, daß ihre Stimme unsicher gewesen war; er sah sie strenge an: „Du glaubst selbst nicht, was du sagst.“

Da ließ sie sich plötzlich neben ihm nieder und legte ihre Hand auf die seine: „Du bist auf dem falschen Weg gewesen, Albin.“

Und dann begann sie voll stürmischer Hast zu reden: „Verlorene Ehre gewinnt sich nicht so im Sturm zurück, allmählich nur und mit Geduld und mit Treue. Laß mich dir helfen. Ich habe dich lieb!“

Er starrte fassungslos vor sich nieder. Seine Finger waren verschlungen und wanden sich in einander. „Was du da redest!“ sagte er sinnend und träumerisch. Und nach einer langen Weile fragte er zaghaft: „Willst du es thun?“

Sie legte den Arm um seine Schulter und er umfaßte in ehrfürchtiger Scheu ihren Leib. Sie erhoben sich. Da fiel es wie ein Regen von Rosen auf sie herab. Die Berge loderten in rotem Blust und der Himmel brannte im Feuer des Abendscheins. Sie schritten hinab zu den Thoren.

Ehe noch der Winter kam, zogen sie heim gen Anderhalben. Der Albin hatte auskundschaftet, daß kein Feind mehr im Lande sei. Die Hütten standen noch bis auf wenige. Das Haus des Präses lag in Trümmern. Aber die Hanna Zumbrunnen hatte bei dem Pfarrherrn eine Zuflucht. Der Albin nahm sein junges Weib in seine

Hütte an der Steinwand. Am ersten Sonntag, der sie wiederum zu Anderhalben fand, traute der Pfarrer die Heinrike dem Albin an. Die ihn an diesem Tage predigen hörten, die sagten, daß er gleich einem gewesen sei, der nach harter Tagesarbeit sich feiernd niederlasse, voll einer heiligen Zufriedenheit und einer wunderbaren Ruhe. Seine Rede sei zu Herzen gegangen, wie Abendglockenton. Er war aber nachher hinweggegangen und hatte mit niemand gesprochen, denn eine seltsame Müdigkeit hatte ihn ergriffen.

Daheim holte er nach langem die Blätter hervor, in denen er sein Leben aufzuzeichnen pflegte, und begann zu schreiben. Stundenlang saß er darüber, denn es war ihm vieles niederzuschreiben geblieben. Das letzte aber, das er schrieb, derweil ihm die Augen übergingen und eine Schläfrigkeit ihn langsam bezwang, war: Herr, mir ist, als hätte ich dich recht verstanden, denn siehe, alles hast du gemacht, wie es meinem armen Sinne vorgezeichnet. Du erniedrigst die Hohen und hebst die Niedrigen empor und Brücken schlägst du über die Gründe, die zwischen Gut und Böse klaffen!

Als er sich an diesem Abend legte war er so matt, daß er meinte, er möchte sich zu einem Schlafe legen, aus dem er nimmer erwachte. Aber er stand am nächsten Morgen von seinem Lager auf und that darauf noch Wochen und Wochen seine Pflicht. Und die Hanna, die streng und still und verschlossen geworden war, sorgte für ihn wie eine Schwester.

Die Anderhalbener, derweil ihr Leben langsam in die altgewohnten Bahnen floß, staunten über den seltsamen Bund, den ihres gewaltigen Präses Kind mit dem Bauer vom Steinwandgut geschlossen hatte. Eine Weile hatte es geschienen, als werde der alte Groll wider den Indergand Herr in ihnen. Sie hatten ihn nicht gehöhnt, wie früher, aber sie hatten sich gegen ihn abgeschlossen, wie gegen einen völlig Fremden. Da schmolz ihr Hart Sinn vor dem Glück des Albin zusammen. Wenn der Steinwandbauer und sein junges Weib des Sonntags zur Kirche schritten, sahen sie aus ihren Mienen das Glück und den Frieden leuchten, wenn einer sich abwandte, um den Steinwandler nicht grüßen zu müssen, bemerkten sie, wie die Heinrike die Hand ihres Mannes mit festem Drucke faßte und erhobenen Hauptes neben ihm ging. So machte sie stets seine Beschwerde zu der ihren, sein Leid zum ihrigen und sie wuchsen mit einer so mächtigen Liebe und Treue zusammen, daß die von Anderhalben fast andachtsvoll auf sie zu schauen begannen. Der Albin siegte mit seines Weibes Hilfe über ihren Widerwillen; nach Jahresfrist galt er zu Anderhalben als ebenbürtig und kam zu den Gemeinden.

Da war es an einem Spätherbstabend, daß die Glocke von Anderhalben scholl, hell und sehnsüchtig. Gleich leisen

Wandern zogen die Töne hoch hinaus über Berge und Firnen in die blaue Luft hinein.

„Es läutet ins End“, sagten die von Anderhalben.

„Der Pfarrer will sterben“, flüsterten sie in den Gassen. Am Pfarrhaus war eine kleine Schar von Weibern und Männern versammelt. Sie sprachen mit halblauten Stimmen; einmal kam die Agatha über die Treppe herabgestiegen.

„Ich soll Euch grüßen“, sagte sie, „und er wird bald gehen.“

Ihre Stimme klang erstickt, das feste Weib bebte. Sie war aus der Hütte, wo sie mit dem Veri, ihrem Manne, glücklich hauste, zu dem einstigen Meister geeilt, denn dieser hatte sie rufen lassen.

„Alle will ich Euch nun noch sehen, deren Geschichte sich vor meinen Augen erfüllt haben“, hatte der Pfarrer gesagt. An seinem Bette standen der Albin und die Heinrike, die Agatha und die Hanna Zumbrunnen. Und diese stützte den schwachen Leib des Sterbenden mit Kissen, sodaß er aufrecht im Bette zu sitzen vermochte. Das rote Licht lag über ihren Gesichtern, das an den Berghäuptern brannte und dessen Widerschein die Fensterscheiben entzündete. Der Pfarrer sah sie der Reihe nach an. Sein Antlitz war klein und hager, fast kinderhaft geworden, in langen, weißen Strähnen umhing das Haar das Gesicht. Nur seine Augen waren jung und ihr Blick glitt mild und sanft wie Streicheln über alles, was er streifte.

„Ist es nicht gut geworden?“ fragte er und auf seinen Lippen wehte ein Lächeln. Dann reichte er einem jeden die Hand; die des Albin hielt er fest. „Albin, mein Bub!“ sagte er. Der Albin trat näher zu ihm und als er ihn niederzog, ließ er sich auf die Kniee am Bette nieder. „Ich habe dir viel vertraut, Bub!“ sagte der Pfarrer. „Es thut wohl, an das Gute zu glauben und das, woran man geglaubt hat, siegen zu sehen.“

Der Albin hob die starken, braunen Arme und umfaßte seinen hageren Leib. Sein dunkler Kopf beugte sich demütig. Und da hob sich der Pfarrer plötzlich selbst und ohne Hilfe empor. Sein Blick ging in den rotburchflamnten Abend hinaus. Als folgte er den Glocken, wanderte er hinauf und hinaus über Berg und Firn und in den fernen blauschimmernden Himmel hinein. Und die Hände fest um die des Albin gelegt, redete er mit einer Stimme, die voll Kraft und bebenden Wohlklanges war: „Menschlich ist die Sünde, aber über ihr ist die Kraft der Sühne, die göttlich ist!“

Einen Augenblick noch hielt sein Blick leuchtend aus, dann sank er in sich zusammen und legte sich schlafmüde in die Kissen. Und so still nahm der Tod ihn aus den Armen des Schlafes, daß die an seinem Bette nicht wußten, wann er gestorben war.

Der fromme Pfarrer lag auf seinem Hügel gebettet. Die Anderhalbener sahen sich nach einem andern Seelsorger um. Es war, als werfe das friedsame Leben des Toten seinen Schein zurück. Es kamen friedliche Jahre für die Gemeinde. Eine Überraschung erlebten sie: Der Bauer am Steinwandgut vergrößerte seinen Besitz. Dieser wuchs hinein ins Mattenthal, aus dem armen, verschuldeten Gut wurde ein reiches Besitztum. Knechte und Mägde kamen auf dasselbe und das Haus auf der Steinwand wuchs zu einem Bau, der stattlich über Anderhalben stand. Die Bank stand noch, von der ein Ausblick war über

das ganze Thal. Dort konnten die von Anderhalben allabendlich den Steinwandbauern und sein Weib der Feierabendruhe pflegen sehen. Von dem Weib sagten sie, daß sie zweier Kinder sorgliche Mutter und ihrem Manne in allen Dingen getreu sei, wie selten eine; von dem braunen Manne, der an Gestalt die Größten überragte und der in Wesen und Thun wie von Eisen, das in Blut gefest ist, war, von dem Albin Andergand, sagten sie seit Jahresfrist, was sie von dem Zumbrennen einst geredet hatten:

„Wie dieser, unser Präses, ist keiner!“

Das zweite Musikfest des Schweizer. Tonkünstler-Vereins in Genf

22.—24. Juni 1901.

Hatte schon die erste Versammlung des Schweiz. Tonkünstler-Vereins in Zürich vom letzten Jahre den Beweis erbracht, daß wir in unserem Vaterlande auf musikalischem Gebiet eine unerwartet große Anzahl beachtenswerter produktiver Talente und eine ganze Menge vortrefflicher ausübender Künstler und Künstlerinnen besitzen, so trat diese Tatsache bei dem zweiten Musikfest der Gesellschaft, welches während der Tage des 22. bis 24. Juni d. J. in Genf stattfand und die junge Schule der französischen Schweiz noch mehr in den Vordergrund treten ließ, auf ebenso erfreuliche Weise zutage und legte das zweite Fest für die Lebensfähigkeit des Vereins und die Zeitgemäßheit seiner Bestrebungen wahrhaft glänzendes Zeugnis ab. Die bedeutendsten und reifsten Schöpfungen des überreichen Programmes rührten allerdings wiederum von den Männern her, die sich schon in Zürich als unsere hervorragendsten Tonsager bewährt hatten und die zum Teil seit Jahr und Tag an der Spitze unserer angesehensten musikalischen Institute stehen. Aber daneben tauchten eine Reihe bisher wenig oder unbekannter, zum Teil noch sehr junger Komponisten von ausgeprägter Begabung und beachtenswertem Können auf, und verschiedene unserer talentvollsten Musiker lernte man in Genf viel intensiver und zum Teil von ganz anderer Seite kennen, als es in Zürich der Fall gewesen war. Vor allem gilt dies von dem in Genf ansässigen, vielgewandten Waadtländer G. Jaques-Dalcroze, der beim ersten Fest des Tonkünstler-Vereins mit einigen reigenen Werken voll Geist und Grazie, aber doch nicht tiefem Gehalt vertreten war, während er sich bei der letzten Versammlung als ein Instrumentalkomponist von ebenso eigenartiger und kraftvoller Erfindung, wie erstaunlichem Farbenreichtum und einer sicheren Hand in der Beherrschung der vornehmsten und kompliziertesten Kunstformen erwies. Bei der ersten Kammermusikführung vom 22. Juni errang ein Streichquartett des Künstlers in E-dur, das die Genfer Musiker Henri Marteau, G. Heymond, M. Bahnke und W. Rehberg hinreichend spielten, mit Recht den größten Erfolg; denn das Werk ist, wenn es zum Teil auch eine freiere Gestaltungsweise zeigt, als sie sich mit dem Kanon der klassischen Sonatenform verträgt, erfüllt von blühendem Leben und klingt geradezu wundervoll. Und kaum weniger hoch steht das Violin-Konzert in C-moll, welches die Hauptinstrumentalnummer des großen Konzertes mit Chor und Orchester am Abend des 22. Juni bildete und das durchaus symphonisch behandelt ist, aber trotzdem dem Solo-Instrument zu seinem vollen Recht verhilft, d. h. ihm die mit virtuosem Glanz ausgestattete Hauptrolle zuweist. Der stürmische Jubel, den die Programmnummer erregte, galt ebenso sehr der prächtigen, koloristisch bezaubernden Tonchöpfung, als der unvergleichlichen Wiedergabe der Solopartie durch Henri Marteau, einen der größten Geiger, die wir kennen gelernt haben, auf dessen Besitz die Abnethstadt, an deren Konservatorium der Künstler seit zwei Jahren wirkt, wahrlich stolz sein darf. Gleichfalls noch

stärker und glücklicher als beim Züricher Musikfest war der neben Jaques-Dalcroze hervorragende Waadtländer-Komponist Gustav Doret vertreten, von dem wir das 1897 auch in Zürich zur Aufführung gelangte Oratorium „Les sept paroles du Christ“ in ausgezeichnete Reproduktion unter des Autors eigener Leitung hörten. Die fanatischen Zuhörer, mit denen die einzelnen Worte Christi verknüpft werden, sind in ihrer scharfen Charakteristik und dramatischen Energie kaum zu überbieten, und die mehr lyrisch gehaltenen Abschnitte wirken in ihrem tiefen Ernst und ihrer schmerzlichen Wehmut ergreifend. Dazu kommt eine meisterliche Behandlung aller Klangfaktoren, besonders des reichbedachten, zu den stimmungsvollsten Effekten verwendeten Orchesters, und der begeisterte Beifall, den die Aufführung erregte, war daher nur gerechtfertigt.

Völlig neues und nicht weniger bedeutendes bot bei dem Fest der seit Kurzem gleichfalls Genf als Lehrer am Konservatorium und Theater-Kapellmeister angehörende Luzerner Josef Lauber, den die junge, welschschweizerische Schule mit einem gewissen Recht zu den Ihren zählt, da er seine Jugend in Neuenburg verlebte und seine musikalische Ausbildung zum Teil in Paris geholt hat, daher in seinen Werken deutsche und französische Elemente eigenartig verschmolzen zeigt. Wie beim Zürcher Feste ein sehr schönes Klavierquintett des Komponisten größere Wirkung erzielt hatte, als die Bruchstücke des Oratoriums „Ad gloriam dei“, so bewährte sich der Musiker in Genf als ebenso phantasiereicher wie formgewandter Komponist auf instrumentalem Gebiet. Ein Sertuor für Klavier und Streichinstrumente in A-dur, das der Autor mit den Genfer Künstlern Rey, Heymond, Bahnke und W. Rehberg zu vorzüglicher Aufführung brachte, war leider so unglücklich plaziert, d. h. an den Schluß der dreistündigen zweiten Kammermusik-Soirée vom 24. Juni gestellt, daß man nicht mehr die nötige Frische und Empfänglichkeit besaß, um all' die Schönheiten des prachtvoll klingenden Werkes zu erfassen und zu genießen. Dagegen wurde das neue Klavier-Konzert in F-dur, das im Mittelpunkt des großen Konzertes vom 24. Juni stand, nach Gebühr gewürdigt und von der Kritik einstimmig als eine Schöpfung von großem Wurf und meisterlicher Faktur anerkannt, welche wie das Jaques'sche Geigenkonzert dem Solisten Gelegenheit bietet, all' die Vorzüge des Solo-Instrumentes und sein virtuosos Können im besten Licht zu zeigen und welches trotzdem das Orchester nicht zu einer untergeordneten Rolle verdammt, vielmehr als gleichberechtigten Faktor behandelt und echt symphonische Wirkungen damit erzielt. Herr Willy Rehberg, der treffliche Leiter der Genfer Abonnementskonzerte, der sich durch sorgfältige Vorbereitung der Chor- und Orchesterwerke das größte Verdienst um das Fest erworben hat, spielte das schwierige Werk mit souveräner Beherrschung alles Technischen, aber auch so ausdrucks- und schwungvoll, daß sein reicher Gehalt schlackenlos in die Erscheinung trat und die musterhafte Leistung allgemeinen Enthusiasmus hervorrief.